

Wohin führt Bologna?



Punkte hamstern oder Zusammenhänge erkennen

Bologna hat der Welt nicht nur die Mortadella als kulinarische Köstlichkeit geschenkt, im Jahr 1088 wurde hier auch die erste Universität der Welt eröffnet. Seit 1999 steht Bologna gar für einen Wandel in der Bildungslandschaft an den Hochschulen in ganz Europa. Die Frage ist, ob die Bildung auf Dauer vom Akademikernachwuchs nur in hauchdünnen Scheiben, wie der Mortadella, gut zu verdauen ist. Viele fragen sich eher, ob durch das dem Panini-Bilder-Sammeln gleiche, ECTS-Punkte-Bunkern die bewährte Qualität der Betriebs- und Volkswirtschaft in Deutschland fein tranchiert wird.

Prof. Dr. Norbert Thom, ehemaliger Vize-Rektor der Universität Bern, begleitete den Bologna-Prozess von Anfang an. Im Gespräch mit Dr. Jan Peschka stellt er dar, wo die Erfolge des Bologna-Systems liegen und wo es noch Baustellen gibt.

Fangen wir doch mit den positiven Meldungen zu Bologna an. Was sind die Errungenschaften?

Prof. Thom: Positiv hat sich Bologna auf die Mobilität der Studierenden und der wissenschaftlichen Nachwuchskräfte ausgewirkt. Zum einen durch die Synchronisierung der Semestertermine, zum anderen durch die Vereinheitlichung der Abschlüsse mit den dreistufigen Titeln Bachelor, Master und Doktor. Auch das Minor/Major-System erlaubt im gewissen Maße eine breiter gefächerte Ausbildung im Hinblick auf Nachbardisziplinen. Ebenso kann nun leichter auf einen Bachelor in Rechtswissenschaft ein MBA folgen und so einem Juristen das notwendige Wissen für Führungspositionen in Konzernen vermitteln. Dies kann sowohl ein konsekutiver Master an einer staatlichen Hochschule als auch ein Master aus einem Weiterbildungsstudium sein.

Am IOP, dem Institut für Organisation und Personal an der Universität Bern gibt es daher Ökonomen, die auch in der Arbeits- und Organisationspsychologie oder im Rechtswesen sehr versiert sind. Dort reicht ein

schlichtes betriebswirtschaftliches Wissen für die Kernforschungsbereiche Familienunternehmen, Verhaltensökonomie mit empirischem Schwerpunkt, Governance mit Blick auf die Verwaltungsfachleute oder auch für eine ganzheitliche Betrachtung der Personal- und Organisationsentwicklung nicht aus. Auch in Bezug auf die statistisch ersichtliche Verringerung der Abbrecherquoten hat offenbar die horizontale, also fachübergreifende Durchlässigkeit Vorteile gebracht. Aufgrund des neuen Systems verliert z.B. ein Jurist oder Informatiker nicht mehrere Jahre, wenn er sich nach den ersten Teilleistungen doch für ein Wirtschaftsstudium entscheidet.

Wo ist die Bologna-Reform noch verbesserungsbedürftig?

Hier gibt es z.B. die ECTS-Punkte. Gut gemeint, fördern diese für Studierende die grenzüberschreitende Mobilität zwischen den Hochschulen. Gleichzeitig wurden für Professoren und Lehrende Evaluationen eingeführt. Das ist auf jeden Fall zu begrüßen, aber es entstehen auch Noten-inflationen. Professoren, die in den Bewertungen gut ankommen wollen

oder denen die Forschung wichtiger ist als die Lehre, vergeben oft leichter einen ECTS-Punkt oder eine sehr gute Note. Früher wurde durchgehend strenger bewertet. Natürlich richten in der Folge auch die Studierenden ihre Studienplanung am ökonomischen Prinzip und der Devise „mit sparsamer Leistung zu möglichst viel Punkten“ aus. Ebenso gibt es Universitäten, deren ECTS-Punkte eine höhere Leistung erfordern. Bewirbt sich ein Masterabsolvent um eine Doktorandenstelle am Lehrstuhl, wird der Ruf der Hochschule in Bezug auf die Vergabe von ECTS-Punkten da genauso entscheidungsrelevant, wie eine zielgerichtete Auswahl der Schwerpunktfächer im Masterstudium. Eine Ergänzung durch persönliche Eigenschaften und studienbegleitende Erfahrungen setze ich voraus.

Ein weiterer Nachteil, der auf die Bologna-Reform zurückzuführen ist, liegt im System der Lernhäppchen. Die Studierenden erledigen als Punktehamster fleißig ihre Pensum für den Lernabschnitt. Dies tun sie aber nicht mit Hingabe für das Fach, sondern für die Punkte. Ist etwas erledigt, kommt die nächste Disziplin. Früher konnte sich der Stoff über mehrere Semester setzen. Studierende erkannten durch verschiedene Vorlesungen Zusammenhänge und Synergien. Sie konnten dadurch Fachgebiete kombinieren und vertiefen. Aufgrund der kurzen Stoffsequenzen ist das heute kaum noch möglich.

Heute halten auch Prüfungen mit Multiple-Choice Einzug. Das halte ich hochschuldidaktisch für höchstbedenklich. Ich erwarte in Prüfungen Rückschlüsse, die aufgrund von Analysen aus dem Gesamtzusammenhang erfolgen, überzeugende Formulierungen und dass inhaltlich richtige Definitionen in eigenen Worten auf den Sachverhalt bezogen abrufbar sind. Heute haben Studenten den Wortlaut der Definition perfekt parat, den Sinn haben sie aber oft nicht eigenständig nachvollzogen. Zudem wird durch die Verschulung des Studiums den Studierenden die Selbstverantwortung weitgehend durch Vorgaben abgenommen. Dies wiederum führt zum bitteren Erwachen, wenn ihnen dann bei ihrer Bachelor- oder Masterarbeit ein hohes Maß an Selbstorganisationskompetenz abverlangt wird.

Ein modernes Schlagwort ist heute die Employability. Welche Fächerkombinationen sind für Ökonomen empfehlenswert?

Durch die Aufteilung in Minor- und Major-Studienschwerpunkte sind schon viele Möglichkeiten gegeben. So sind für Berufswege in der Steuerberatung oder der Wirtschaftsprüfung natürlich vertiefte Kenntnisse der juristischen Normen erforderlich. In der Anwendung braucht der Fachmann durchaus die Fähigkeit, mit juristischer Methodik vorzugehen. Hier ist die Kombination offensichtlich. Anders verhält es sich z.B. in der Sportökonomie, der Wirtschaftsinformatik oder der Personalentwicklung. Ich empfehle immer, mit dem zu beginnen, worin man am besten ist. In der heutigen Zeit hat der Mensch im Berufsleben eine Vielzahl an Weiterbildungsangeboten. Diese spiegeln meist sowohl das Bedürfnis des Marktes als auch den Trend der Zeit wider. Lebenslanges Lernen ist immer mehr ein berufliches Erfordernis.

Im Kern ist die Ökonomie eine empirische Wissenschaft, die aber erst kombiniert mit eigenen Erfahrungen eine handelnde Persönlichkeit auf exzellentem praxisrelevantem ökonomischem Niveau hervorbringt.

Sie selbst wohnen seit über 30 Jahren in den zweisprachigen Kantonen Fribourg und Bern. Was hat die Schweiz für einen Reiz, vor allem für deutsche Studenten der Wirtschaftswissenschaften?

Die Schweiz hat viele exzellente Universitäten mit Fakultäten und Professoren von hoher Reputation. So studieren dort 70 % der Studierenden an Hochschulen, die zu den 200 besten der Welt gehören. Zudem ist die Betreuung der Studierenden in der Schweiz besser, da es mehr Ressourcen gibt. Die Mehrsprachigkeit ermöglicht nicht nur die Anwendung der Sprache, sondern vermittelt auch gleichzeitig die heute auf globaler Ebene erforderliche interkulturelle Kompetenz. Innerhalb der Schweiz gibt es auch mehr Studienkombinationen über die Sprachgrenzen hinweg, da gerade in der Verwaltung meist Zweisprachigkeit und zusätzlich Englischkenntnisse eine Einstellungsvoraussetzung sind. Die Schweizer Forschung und die akademischen Netzwerke sind global ausgerichtet und nicht primär auf die EU, wie in Deutschland. Dies fördert die transkontinentale Mobilität. Mit der Schweizer Fähigkeit, Dinge dezent aus dem Hintergrund, aber mit hoher Präzision und Nachhaltigkeit zu initiieren, eignen sich Deutsche nach erfolgreicher Eingewöhnung einen global erfolgreichen Managementstil an.



Norbert Thom, 1946, ist emeritierter ordentlicher Professor für Organisation und Personal an der Universität Bern (www.iop.unibe.ch). Von 1995 - 1997 war er Vizerektor. Thom studierte in Köln und Brüssel Betriebs- und Volkswirtschaftslehre sowie Soziologie. Er war von 1997 - 2000 Mitglied des Schweizerischen Wissenschaftsrates. Er besitzt die Schweizer als auch die deutsche Staatsbürgerschaft und trat bereits mit 21 Jahren in Köln in den bdbv ein. Heute wohnt er in Bern und ist auch nach der Pensionierung vor allem im Bereich von Weiterbildungsstudienangeboten aktiv.